

auch verschiedene Ebenen der Übereinkunft – etwa bei Menschenrechten und -pflichten – eröffnen. Die Erfahrung erweist uns, daß die Geschichte menschlicher Kommunikation nicht nur eine der gegenseitigen Bereicherung, sondern auch der Selbstverweigerung und damit der schmerzlichen Störung, also der Sünde ist. Gerade die Religionsgespräche und ihre Früchte stehen im Zeichen österlicher Hoffnung. So bleibt der Grund und das Ziel jeglicher Kommunikation dem gläubigen Christen jener erhöhte Name, den er nur im Geiste Gottes auszusprechen vermag.

Fernando Dominguez

Eine Kultur an der Grenze der Christenheit

Der Weg von Toleranz zu Intoleranz im spanischen Mittelalter

Man könnte die Freude daran, Europäer, Angehöriger des „christlichen“ Abendlandes zu sein, verlieren, wenn man liest, wie Juden, Christen und Muslime durch Jahrhunderte hindurch (hauptsächlich unter maurischer Herrschaft) friedlich zusammenlebten und es zu großer kultureller Blüte brachten – bis durch Einflüsse von außen Intoleranz und Inquisition die Herrschaft übernahmen. red

So wie die spanische Inquisition als Beispiel des Fanatismus und der religiösen Intoleranz gilt, so drängt sich seit einiger Zeit ein anderes extremes Bild in bezug auf die spanische Vergangenheit ins historische Bewußtsein: das mittelalterliche Spanien als einmaliges Beispiel eines friedlichen Nebeneinander von Christentum, Judentum und Islam. In Anspielung an Lessings „Nathan der Weise“ bezeichnet Friedrich Heer jene Zeit als „Reich der drei Ringe“. Tatsächlich lebten auf der iberischen Halbinsel jahrhundertlang die drei religiösen Gemeinschaften in erstaunlicher Eintracht zusammen. Trotz unleugbarer Spannungen war es zum ersten Mal gelungen, rechtlich und politisch eine gemeinsame Lebensordnung für die Anhänger dieser drei Religionen dauerhaft zu etablieren.

Toleranz aus wirtschaftlicher Notwendigkeit

Die im mittelalterlichen Spanien festzustellende Toleranz mag vorwiegend von wirtschaftlichen Erwägungen gestützt worden sein, sie war aber wirklich da. Ihre Gründe waren auf christlicher Seite vielfältiger Natur. Die schrittweise territoriale Expansion der christlichen Königreiche im Zuge der Reconquista zwang zu einer weitherzigen Bevölkerungs- und Siedlungspolitik, die sich unter Zurückstellung religiöser Bedenken lediglich von der Notwendigkeit der wirtschaftlichen Lebensgrundlage leiten ließ. Die eroberten Gebiete waren teilweise weithin entvölkert und verlangten dringend eine Neubesiedlung. So bestimmte der „Fuero de Cuenca“, d. h. die Stadtverfassung Cuencas, daß „jeder, der als Siedler nach Cuenca kommt, von welcher Herkunft er auch sei, ob Christ, Maure, Jude, Freier oder Sklave, in Sicherheit ohne Furcht vor Feindschaft leben soll“. Wir können hier nicht näher auf die komplizierten Rechts- und Sozialstrukturen dieser einmaligen Lebensordnung eingehen. Es waren nicht nur paradiesische Zustände. Die Situation war äußerst gespannt, und die Konfliktflächen waren sehr groß.

Freilich kann man von den Menschen im mittelalterlichen Spanien keine Toleranz im modernen Sinne erwarten. Diese ist nämlich entweder das Ergebnis religiöser Gleichgültigkeit oder gründet sich auf die Achtung der Freiheit und Würde der menschlichen Person. Beide Haltungen sind der geistigen Welt des Mittelalters gleich fremd. Das mittelalterliche Spanien kannte nur eine politische Toleranz, die durch das notwendige Zusammenleben dreier Religionen in einem Land bedingt war. Es waren keineswegs menschenfreundliche Gründe, die die Könige und die „Cortes“ zu solcher Toleranz veranlaßten. Es waren vielmehr die Proteste und Drohungen der mächtigen religiösen Verbände, deren Dienste das Gedeihen des Staates entscheidend trugen.

Gegen Vermischungstendenzen

Diese Toleranz ging freilich nicht so weit, daß sie zu gegenseitiger Assimilierung geführt hätte. Die geistigen Führer der drei Religionen kämpften verbissen für die Aufrechterhaltung der Unterschiede. Die reli-

giöse Gesetzgebung der drei Gemeinschaften arbeitete allen Vermischungstendenzen entgegen. Auch die Kirche bemühte sich keineswegs um eine theoretische Grundlegung dieser Toleranz, sondern versuchte, einerseits von ihren Vorteilen zu profitieren, andererseits aber, wo sie nur konnte, dieselbe Toleranz zu untergraben. Es war – wie bereits gesagt – eine von wirtschaftlicher Notwendigkeit auferlegte Ordnung. Die spanische Toleranz war, wie Américo Castro vermerkte, „der Ausdruck eines Modus vivendi und nicht einer Theologie“. Und weil die Kirche und die anderen religiösen Gruppen im Prinzip gegen eine solche Ordnung waren, taten sie nichts dazu, um diese zu erhalten. Und doch hat die offizielle Kirche bei ihrer engen Bindung an den Staat diese Ordnung stillschweigend akzeptiert und verteidigt. So opponierten spanische Bischöfe gegen den übergroßen Eifer ausländischer Kreuzzügler, die nicht verstehen wollten, daß der Mord an einem Nichtchristen genauso bestraft wurde wie der Mord an einem Christen. Christliche Gerichte in Katalonien verurteilten deshalb im Jahre 1320 französische Fanatiker zum Tode, die in dieses Gebiet eingedrungen waren und Juden umgebracht hatten.

Eine multikulturelle Gesellschaft

Die unmittelbare Konsequenz einer solchen Mischung war eine multikulturelle Gesellschaft von besonderem Gepräge. Dennoch war im Laufe des spanischen Mittelalters der Bildungsstand der Muslime, Juden und Christen sehr unterschiedlich. Während der arabischen Herrschaft waren die Muslime bzw. die gebildete Schicht derselben kulturbestimmend. Mit der christlichen Eroberung hatte sich die gesamte städtische Oberschicht nach Süden zurückgezogen; das geistige Niveau der in Spanien zurückgebliebenen Mauren – sie waren vor allem Handwerker und Bauern – sank kontinuierlich. Ganz anders bei der jüdischen Bevölkerung; sie hatte in ihren Reihen eine Fülle hochgebildeter Leute: Ärzte, Astronomen, Sprachgelehrte, Dichter, Philosophen. Die jüdische Kultur erlebte unter der arabischen und unter der christlichen Herrschaft eine ausgesprochene Blütezeit. Das menschliche Klima in den jüdischen „Aljamas“ (so hießen die jüdischen Gemeinden) war so verlockend,

daß Juden aus allen Teilen Europas und Nordafrikas in Spanien ein neues Jerusalem sahen.

Blütezeit jüdischer Bildung

Sie pflegten nicht nur die spezifischen jüdischen Wissenschaften, die mit dem Studium der Bibel verbunden sind. Mit ihrem umfassenden Wissen und ihren gut ausgerüsteten Lehrstätten besetzten sie die Schlüsselpositionen im christlichen Staat: in der Verwaltung, im Finanz- und Erziehungsbereich. Die spanischen Juden hatten einen wesentlichen Anteil am Sieg des Christentums über den Islam. Während die anderen kamen und gingen, blieben sie und bestimmten das Leben in den Städten. Darauf waren sie stolz und betrachteten die danach entstandene Gesellschaftsordnung als ihr Werk. Das ist auch der Grund, warum die sephardischen Juden (Sepharad war das hebräische Wort für Spanien) einen Patriotismus entwickelten, den sie bis zum heutigen Tag pflegen. Um so härter traf sie die Tragödie ihrer Vertreibung. Sie waren auf der iberischen Halbinsel heimisch geworden. Auch im übrigen Europa gab es Juden, sie lebten aber – von Italien abgesehen – am Rande der Gesellschaft und treten erst im 19. Jahrhundert aus ihrem marginalen Dasein heraus. Américo Castro hat treffend bemerkt: „Man kann die Geschichte Europas im Mittelalter verstehen, ohne daß man die Bedeutung der Juden in den Vordergrund rückt, die Geschichte Spaniens dagegen bleibt unbegreiflich, wenn man die Rolle der Juden nicht in Betracht zieht.“

Bildungsdefizit der Christen

Dem Bildungsstand der Juden steht ein katastrophales Bildungsdefizit der Christen gegenüber. Die Christenheit in Spanien war vorwiegend eine Gesellschaft an der Front. Die Aufstiegschancen der Christen lagen fast ausschließlich im Bereich des Militärs. Zwar erreichte mit Alfons X. von Kastilien die spanische christliche Wissenschaft, unterstützt allerdings von arabischen und jüdischen Gelehrten, ein hohes Niveau und beeinflusste (u. a. durch die Übersetzerschule von Toledo) nachhaltig die Wissenschaften im übrigen Europa. Diese christliche Kultur war jedoch nicht in der Tradition christlicher bzw. kirchlicher Gelehrsamkeit ent-

standen. Vor allem im Rechtsdenken fehlten grundlegende christliche Auffassungen, die tragende Pfeiler des christlichen mittelalterlichen Staates waren. So erweckte das geistige Leben im christlichen Spanien großes Mißtrauen bei der christlichen Obrigkeit außerhalb Spaniens. Spätestens nach der Gründung der Universitäten und der Grundlegung des Kirchenrechts waren die gebildeten kirchlichen Juristen sehr kritisch gegenüber den Rechtsgrundlagen spanischer Lebensordnung. Der spanische Kurienkardinal Gil de Albornoz – ein berühmter Feldherr im Dienste des Papstes – gründete deshalb an der Universität Bologna ein spanisches Kolleg, damit die spanischen Christen eine „anständige“, d. h. streng christliche Ausbildung im europäischen Rechtsdenken bekämen und somit den Besonderheiten spanischer Rechtsordnung ein Ende bereiten konnten. Auch Raimundus von Peñafort – der große Rechtsgelehrte des Mittelalters, ein Dominikaner aus Katalonien – spürte die Notwendigkeit einer Kodifizierung spezifisch christlicher Rechtsnormen. Es waren aber die Dominikaner und die Franziskaner, die dank ihrer Ausbildung an den Universitäten Europas die Nöte der spanischen Wissenschaft ihren christlichen Grundsätzen gegenüber spürten. Aus christlicher Sicht war eben die Wissenschaft, die sich in Spanien mit Hilfe von Mauren und Juden etabliert hatte, eine Wissenschaft, die nicht auf dem Boden der mönchisch-scholastischen christlichen Tradition stand. Sie bediente sich kaum der lateinischen Sprache. Der gebildete Spanier las lieber arabisch und hebräisch. Die Kirche spürte wohl die Entfremdung Spaniens von der übrigen Christenheit.

Der „Skandal“ der spanischen Gesellschaftsordnung

Die Gesellschaftsordnung in Spanien war jenseits der Pyrenäen ein Skandal. Vor allem die Begünstigung der Juden wurde hart und regelmäßig von der römischen Kurie gerügt. Die spanischen Könige erließen keine Kleiderordnung. Auch äußerliche Dinge wurden als empörend empfunden. Der schlichten Tracht der Nordeuropäer stand eine Karnevalspracht gegenüber, die um so auffälliger wurde, je mehr Spanier die Pyrenäen überquerten. Dieses wurde vor allem in den itali-

enischen Seerepubliken besonders augenfällig. Für die Europäer galt Spanien als Grenzland der Christenheit, ein fernes Land mit seltsamen orientalischen Sitten und mit einem nicht ganz lupenreinen Christentum. Den Europäern kam alles, was auf der iberischen Halbinsel geschah, sehr „spanisch“ vor. Die Reisenden nahmen Anstoß an den Verhaltensregeln der spanischen Gesellschaft. An den Höfen und in den Städten spürten sie einen seltsamen orientalischen Stil. Das Bild Spaniens im Ausland nimmt die klassischen Konturen einer kollektiven Vorstellung über Nation und nationale Eigenschaften an.

Die Vorwürfe sind feindselig und drücken die Angst vor dem Fremden aus. Spanien und die Spanier spürten die Abwehr der restlichen Christenheit und lebten jahrhundertlang mit diesem Makel. Das ging in die Literatur und in die Vorstellungswelt europäischer Völker ein. Der Spanier war ein schlechter Christ, eine Mischung aus Jude und Christ, ein Halbjuden, ein Halbmaure oder ein halber Christ. Diese Meinung entstand in Italien, als das Haus Aragon im 14. Jahrhundert seine imperialistischen Bestrebungen in die Tat umsetzte und spanische Kaufleute, Abenteurer, Matrosen und Milizionäre, unter denen auch Juden waren, die italienischen Handelszentren und strategisch wichtige Städte besetzten. Der Spanier wird gehaßt und mit einem schon bestehenden Haßobjekt identifiziert, mit den Juden, denn die Italiener interpretierten so die maurisch-islamischen Züge der spanischen Rasse, daß in den Spaniern alle Makel der gehaßten jüdischen Rasse gesehen werden. Die Spanier erscheinen dann als ein unreines Volk, eine halbhäretische Gemeinschaft, eine nicht ganz in der Christenheit integrierte Nation. So war für die Kriegspropaganda der Franzosen in Norditalien der aragonesische König ein „fils de marran et marrane“. Das Wort „marrano“, im heutigen Spanisch ein Synonym für „Schwein“, war damals die Bezeichnung für einen getauften Juden und wurde zunehmend für alle Spanier verwendet. Auch für den deutschen Dichter Opitz sind die Spanier „scheußliche Maranen“, „Scheinchristen und Dreckskerle“. Für den Europäer ist also Spanien ein Land minderwertiger Rasse und zweifelhafter Orthodoxie. Es war eine hartnäckige kollektive Mei-

nung, die sich fortsetzte und nur die Fakten wahrnehmen konnte, die diese Meinung stützten.

Nach dieser ersten in Italien entstandenen kollektiven Vorstellung von Spanien folgte eine zweite, durch die Religionskriege geförderte, niederländische und deutsche kollektive Vorstellung mit ähnlichen Zügen. Man wollte die Machtexpansion Spaniens in Europa dadurch bremsen, daß man diese Macht mit der jüdischen Rasse identifizierte. Die christliche Ökumene sah in Spanien eine nicht gelungene Christianisierung. Als dann diese „Halbchristen“ sich anmaßten, Nordeuropa zu beherrschen, erhielten sie eine empörte Antwort, die nationalistische und rassistische Hintergründe bloßlegt. So wollte z. B. Martin Luther Deutschland lieber von den Türken besetzt sehen als von den Spaniern. Im Klartext: Luther wollte lieber unter einer arabischen als unter einer jüdischen Herrschaft leben.

Keine „Christianos puros“?

Dieses negative und hartnäckige Image traf die spanischen Christen in ihrem empfindlichen Stolz. Die Adeligen Spaniens waren sehr früh um den Nachweis römischer oder westgotischer Vorfahren bemüht. Sie fühlten sich jahrhundertlang als Speerspitze der Christenheit. Hatten sie nicht lange Zeit für die Erhaltung und Ausdehnung der Christenheit gekämpft? Jetzt bekommen sie von den übrigen Christen gesagt, sie seien nicht rein, sie seien keine „Christianos puros“.

Man würde die spanische Inquisition und ihre intolerante Haltung gegen die anderen Religionen nicht verstehen, wenn man diesen verletzten Stolz nicht berücksichtigte. Den Ausländern und Spöttern wollte man zeigen, wer der bessere Christ sei, wer das Haus rein hält. Für die Spanier wurde der Beweis der Reinheit des Blutes zur Obsession. Eine ganze Literatur, die wir als „Defensio Hispaniae“ betiteln könnten, entsteht zur Verteidigung gegen all diese Vorwürfe. Die Spanier taten alles, um diese böse Auslandsmeinung zu widerlegen. Der Drang, sich in Europa zu integrieren, christlicher zu sein, bedeutete das Ende der Toleranz. Alles austreiben, was Spanien von Europa trennt, war die Devise des aufgeklärten Spaniers. Überspitzt könnte man sagen: Die Spanier

hörten auf, tolerant zu sein, als sie Europäer werden wollten.

Intolerant, um als Europäer zu gelten

Sicher ist dies eine provozierende Behauptung. Man kann die Entwicklung Spaniens von Toleranz zu Intoleranz nicht unter diesem einzigen Aspekt sehen; dennoch ist es sehr wichtig, ihn zu berücksichtigen. Dies schuf jedenfalls eine Begründung für die Pogrome und andere harte politische Maßnahmen in bezug auf die Andersgläubigen. Die spanische Christenheit wollte im Sinne der europäischen Christenheit christlicher sein. Das christliche Spanien durfte keinen eigenen Weg gehen, es mußte sich mit Gewalt einem Modell anpassen, das als Grundlage eine klare intolerante Definition des *Orbis christianus* hatte. Das exerzierte spanische Gesellschaftsmodell stand in deutlichem Gegensatz zur christlich-europäischen Gesellschaftsordnung. Europa verlangte von Spanien die totale Reconquista ihrer christlichen Identität und das Abschütteln jedes maurischen und jüdischen Restes. Pierre Chaunu hat diese Entwicklung so formuliert: „Die Intoleranz wurde nach Spanien getragen durch Winde, die von außen kamen.“

Zurück zu den Besonderheiten der wissenschaftlichen Bildung in Spanien. Als im Europa des 13. Jahrhunderts ein großer Aufschwung der Wissenschaften stattfand, bildeten sich im christlichen Spanien zwei entgegengesetzte Tendenzen. Die einen wollten sich die Errungenschaften der arabischen und jüdischen Wissenschaften zunutze machen, die anderen wollten partout die spezifischen Bildungsideale der Christenheit durchsetzen. Diese Ideale stützten sich hauptsächlich auf die christliche Theologie, wie sie von den Bettelmönchen verstanden wurde und sich an der Universität zu Paris etabliert hatte.

Die Bettelorden vertraten die Forderung der Anpassung an Europa. Ihre Bildung und ihr Auftrag waren aus spanischer Sicht fremdbestimmt und ferngesteuert. Dominiert durch Gesellschaftsvorstellungen, die nicht mit der spanischen Toleranz in Einklang zu bringen waren, waren sie Ausdruck der Spiritualität eines neuen sozialen Bewußtseins. Ihr Wirkungsfeld lag vor allem bei der städtischen Bevölkerung. Die Städte waren aber in Spanien von Juden beherrscht. So wurden

die Bettelorden zu Anführern einer Agitation gegen die Juden. Ihr Programm war aggressiv missionarisch, und in der labilen Struktur der spanischen Gesellschaft war offener Proselytismus Gift. Die Dominikaner reizte die Existenz einer großen Anzahl gebildeter und wohlhabender Mauren und Juden zu missionarischer Aktivität in Wort und Schrift. Man organisierte öffentliche Disputationen, jedoch ohne sichtbaren Erfolg. Als die Mittel der Überzeugung nicht halfen, setzten sie neue Methoden ein. Die Existenz zweier nichtchristlicher Volksgruppen wurde nun theoretisch erörtert und als Bedrohung jener geistigen Einheit erklärt, die für den Bestand des Staates unentbehrlich sei. Zwangstaufen und Massenbekehrungen wurden durchgeführt – in einer Atmosphäre des Terrors. So wollte man die religiöse Einheit durchsetzen. Nach der Idee eines *Orbis christianus* – jenes von Paris aus verbreiteten Bewußtseins – hatte nur eine Gesellschaft Existenzberechtigung: die christliche. Die primäre Absicht war sicher nicht, die Juden und Mauren loszuwerden, sondern sie zu christlichen Staatsbürgern zu machen. Innerlich wurde dem Übertritt zum christlichen Glauben nur selten zugestimmt, nach der Taufe fand keine Unterweisung statt, daher konnten sie sich – auch wenn sie es gewollt hätten – nicht wie Christen verhalten. Ein großer Teil blieb insgeheim dem alten Glauben treu, einem Glauben, den sie vor allem im Ausland offen bekannten. In der Mitte des 15. Jahrhunderts sind diese „Conversos“, diese Konvertiten, oder „Christianos nuevos“ das religiöse Problem der spanischen christlichen Gesellschaft.

Die spanische Inquisition

Die Existenz falscher Christen in der Kirche war auch der Vorwand für die Gründung der spanischen Inquisition im Jahre 1479. Nach der Lehre der geltenden Theologie waren „Neuchristen“, die ihrem alten Glauben treu blieben, Ketzer, denn sie waren getauft und lebten im Gegensatz zur christlichen Gemeinschaft. Die Umstände ihrer Bekehrung spielten keine Rolle mehr. Das erste und – in den ersten Jahrzehnten ihrer Existenz – einzige Ziel der spanischen Inquisition war es, die judaisierenden Konvertiten (die *Conversos judaizantes*) auszurotten. Obwohl die Inquisition sich zunächst auf diese Aufgabe

beschränkte und die Masse der echten Konvertiten unbehelligt ließ, bedeutete diese Institution einen tiefen und nicht zu heilenden Bruch in der Kulturgeschichte Spaniens. Allmählich wurde die Inquisition ein demagogisches Instrument, um die stetig wachsende politische und wirtschaftliche Macht der städtischen Oberschicht zu kontrollieren. König und Adel waren klug genug, zu ahnen, daß sich diese Macht einmal auch gegen die Krone wenden könnte. Das jüdische Denken, die jüdische Kultur sollte damit ein für allemal ausgerottet werden.

Mit Zustimmung der Volksmassen unternahm die Inquisition die systematische Eliminierung einer Bürgerschaft, die zugleich die Bildungsschicht war, denn die „Conversos“ spielten eine wesentliche Rolle als kulturelles Rückgrat der spanischen Gesellschaft. Diese Schicht wurde rücksichtslos von der Inquisition ausgerottet. Nicht, indem sie sie zum Scheiterhaufen geführt hätte, sondern indem sie sie zur Anpassung zwang und zur Aufgabe aller ihrer spezifischen Bildungstraditionen. Mit der Einrichtung einer Blutreineitskontrolle wurde den „Conversos“ und ihren Nachfahren jede Möglichkeit genommen, in den entscheidenden Einrichtungen des Landes irgendeine Rolle zu spielen. Diese Blutreineitskontrolle für Universitäten, Domkapitel, Staatsämter usw. war keine ausschließliche Aufgabe der Inquisition. Sie war aber ein wesentliches Element im Prozeß der Vernichtung der „Conversos“ als bildungstragende Schicht und der Anpassung zu den einheitlichen Bildungsidealen des christlichen Europa. Es durften nur Formen reiner christlicher Kultur existieren, jede Abweichung wurde vernichtet. Die Inquisition hat in Spanien die Tür zur kulturellen Vielfalt zugemauert.

Die Wirkung der Inquisition manifestierte sich nicht in Folterung oder Tötung von Gelehrten, vielmehr in der Zerstörung der Voraussetzungen für das Entstehen von Forschungsgeist und Meinungsvielfalt. Dies war dennoch ein langsamer Prozeß. Das goldene Zeitalter Spaniens ist die letzte Frucht dieser Kulturvielfalt, denn „Conversos“ waren die entscheidenden Gestalten des religiösen und geistigen Lebens jener Zeit: Theologen, Juristen, Astronomen, Musiker, Finanzexperten am Hof, Diplomaten und nicht zuletzt die Mystiker und die Dichter. Einige davon

haben mit der Inquisition direkte Erfahrungen machen müssen. Dennoch konnten sie alle ihren Beitrag leisten, einen Beitrag, der das letzte Zeugnis jüdisch-maurischen Lebens auf der iberischen Halbinsel darstellt.

Diakonia 25(1994)125-130

Praxis

Ulrike Bechmann

Der Weltgebetstag der Frauen – Praxis interkonnessioneller Arbeit

Die interkonnessionelle Arbeit von christlichen Frauen aus 175 Ländern wird als Modell und Erfahrungsschatz auch für den interreligiösen Dialog vorgestellt. red

Ökumene der Weltreligionen – kein Weltfrieden ohne Religionsfrieden (H. Küng) – interreligiöser Dialog – Weltethos der Religionen: Diese Schlagworte sind mit der Hoffnung auf mehr Gerechtigkeit, Frieden, Solidarität, Pluralität und Geschwisterlichkeit angesichts der weltweit bedrängenden Probleme verbunden. So faszinierend diese Schlagworte auf den ersten Blick sein mögen, so zukunftsverheißend ihre Versprechungen klingen, bei mir stellt sich zuallererst Skepsis ein, wenn ich sie höre. Nicht, weil ich etwa die interreligiöse Zusammenarbeit für unwichtig hielte. Gerade weil es immer weniger interreligiöse Zusammenarbeit gibt und eine Zusammenarbeit und ein Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen erforderlich ist, müssen Toleranz und Pluralitätsfähigkeit zunehmen. Meine Skepsis bezieht sich auf die Kompetenz von Religionen, durch interreligiösen Dialog einen Fortschritt im menschlichen Miteinander zu erzielen. Es wäre ja schon viel erreicht, wenn es wenigstens zu einer wechselseitigen Anerkennung der anderen käme, die ausschließt, daß Religion (oder Konfession) noch länger als Grund oder Vorwand eines Konfliktes mißbraucht werden kann. Diese Anerkennung müßte noch vor einer eventuellen Gemeinsamkeit stehen.¹

Trotz der Verschiedenheit und oft sehr widersprüchlicher Auffassungen über Glaubensvorstellungen sollten Konflikte da, wo politische und religiöse Interessen oft parallel verlaufen, politisch gelöst werden müssen und unversöhnliche religiöse Gegensätze nicht mehr der Verschärfung des Konflikts dienen dürfen. Schon um dieses Ziels willen ist ein interreligiöser Dialog anzustreben. Allerdings läßt ein Blick auf gegenwärtige Konfliktsituationen keine große Hoffnung aufkommen, daß bald dieser Beitrag der Religionen zum Frieden zu erwarten ist. Denn die Rettung der Welt, die da den Religionen etwa durch ein gemeinsames Weltethos zugetraut wird,² ist hoffentlich nicht der letzte Strohalm, an den man sich klammern muß. Die Macht der Religionen, ethische Werte vor allem im Hinblick auf die universale Humanisierung der Welt durchzusetzen, scheint mir durch die Geschichte nicht gerade bezeugt zu sein. Und wie hat man sich die Umsetzung eines vielleicht einmal gefundenen Konzeptes, etwa eines Weltethos, vorzustellen? Wollten Religionen bisher das Heil der Menschen durchsetzen, war es nicht selten ein von Menschen sehr schmerzlich erworbenes Heil.

All die interreligiösen Dialoge werden vornehmlich auf der Ebene von Theologen (seltener Theologinnen) inszeniert und geführt. So wichtig Konzepte für einen Umgang der Religionen auf sozusagen theologisch höchster Ebene miteinander auch sein mögen: Sie bleiben wirkungsarm, wenn sie nicht auf breiter Basis gelebt werden. Ich würde sogar sagen: Toleranz und Pluralitätsfähigkeit müssen von den Menschen eingeübt und gelebt werden, obwohl und noch bevor die Theologen der Religionen sich auf ein Konzept der Ökumene der Religionen geeinigt haben. Sie leben als NachbarInnen, als KollegInnen, als Mitmenschen miteinander, sie konkurrieren aber auch um Arbeitsplatz und Wohnung. Wenn solches Zusammenleben tolerant und menschlich geschehen soll, sind die einzelnen in ihrem Tun gefragt. Diese Lebenspraxis, die Kleinarbeit der Menschlichkeit, die Anstrengung des Verstehens anderer durch genaues Hin- und Zuhören in den Gruppen vor Ort, das läßt die Hoffnung auf ein gedeihliches Miteinan-

¹ Vgl. O. Fuchs, Plädoyer für eine radikale Pluralitätsethik, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 77 (1993), 62–77.

² Vgl. meine kritische Besprechung von H. Küngs „Projekt Weltethos“, in: KatBl 117 (1992), 300–302.